

(Nachdruck verboten.)

6) Die schöne Andrea.

Erzählung von Karl Busse.

„Euer Vater? Das ist es nicht, Pani! Der Tod muß stillliegen, aber das Leben will springen.“

Sie biß die Zähne zusammen. Er dachte wirklich, sie bliebe aus Schmerz über Julians Libelts Untreue zu Hause. Das ganze Dorf dachte so. Der Förster vielleicht selber. Es freute ihn im stillen, und er erzählte es in Laslowice.

„Am Sonntag ist ja wieder Tanz,“ sagte sie.

„Ja,“ antwortete Markus Kabat. Ob er wieder lächelte.

Sie sah ihn extra an: er war zu klug; man mußte vorsichtig sein. Aber am Sonntag ließ sie sich doch von ihm ausführen. Zulek Libelt sollte sich nichts einbilden.

Sie hatte sich vorgenommen, recht lustig zu sein. Das ganze Dorf sollte merken, daß sie dem Grünen nicht nachtrauerte. Und seit langer Zeit zum erstenmal pußte sie sich wieder mit Lust und Liebe.

Der Tischler machte große Augen. „So viel Schönheit,“ sagte er, „gibt Gott nicht einer jeden. Es wäre auch nicht gut, denke ich.“

Der Krug war schon voll. Drei Geiger fiedelten wie besessen; eine schwere, heiße, qualmige Luft lag über dem großen Raume und drückte auf die erhitzten Paare. Ein taktmäßiges Stampfen, Zauchzen dazwischen, das Aufreißchen einer zu gärtlich angepöckelten Dirne . . .

„Hallo, wer beehrt uns!“ Ein staunendes Rufen. Alles wandte sich. „Die schöne Andrea!“

Im Augenblick standen die beiden in einer schmalen Gasse, die sich gebildet hatte. Sie gingen hindurch. Die Mädchen schielten unfreundlich nach der Nebenbuhlerin. Die Burschen maßen den Tischler. Es war jäh stiller geworden. Nur die drei Geiger spielten ohne Pause, ohne Ermüdung, als wären sie aufgezogen und könnten den Arm und Bogen nicht eher ruhen lassen, als bis das Uhrwerk abgelaufen sei.

„Beliebt es?“ fragte Markus Kabat. Vorsorglich legte er das Taschentuch in seine Hand. Dann sagte er die schöne Andrea fest.

Eine Polka Mazurka . . . Die Töne hüpfen, lachten, sprangen.

„Gut führt Ihr,“ flüsterte die schöne Andrea. Und als das ihren Tänzer in seinem Eifer bestärkte, tat er sich doppelt hervor. Es war nicht üblich, daß man beim Tanzen sprach. Die Dörfler übten die fröhliche Kunst im Schweiß ihres Angesichts. Aber mit Absicht flüsterte Andrea Falk dem Tischler dies und das zu und lächelte, lachte. Sie sollten sehen, daß sie sich längst getröstet hatte.

Der Tanz war zu Ende; man trank Bier; ein neues Stück begann. Zimmer schneller rann die Zeit. Hatte das Mädchen erst mit Absicht ein heiteres Gesicht gezeigt — jetzt lächelte und lachte sie, ohne an ihren Vorsatz zu denken. Sie tanzte sich in Feuer, ihre Waden glühten. „Woher habt Ihr das?“ fragte sie.

„O, Pani, Ihr denkt immer in mich auf der Landstraße. Schnell sinkt der Mensch ohne Geld, ohne Arbeit. Ich war früher anders.“

Auch von den übrigen Burschen trauten sich einige heran. Mit diesem tanzte die schöne Andrea, mit jenen nicht.

Einer flüsterte ihr zu: „Warum holt Ihr Euch den Bräutigam aus der Fremde? Gibt's im Dorf nicht genug Burschen?“

„Und so hübsche wie Euch — nicht?“ lachte sie spöttisch. Sie wollte noch etwas hinzufügen. Aber mit dem Lachen zugleich blieben ihr die Worte in der Kehle stecken. Denn durch die heißen Burschen und Dirnen drängte sich ein Grüner: Julian Libelt.

Er kam spät: er kam wohl aus Laslowice.

Erstaunt blieb er stehen, als er die schöne Andrea sah. Dann bligten seine Augen auf: sie fühlte, wie dieser Blick ihre ganze Gestalt gleichsam umfaßte. Der Blick sagte: wie schön Du bist! Schöner als je! Tausendmal schöner als die Schulzentochter, trotzdem die so viel Geld hat! Und ein Lachen spielte um die Lippen, ein Vorsatz bildete sich.

Narr, wer nicht zugreift! Da die Frau und das Geld, hier Schönheit und Liebe. Nimm beides, Julian Libelt! Aber da erblickte er den Tischler. Das Lächeln schwand.

Die schöne Andrea hatte sich neben den Tischler gesetzt; nur ihre Augen waren noch voll geheimer Unruhe, sonst hatte sie sich ganz im Zügel.

Ihr Glas war leer. „Ich habe Durst vom Tanzen,“ sagte sie und nahm das von Markus Kabat. Lächelte ihn an — trank.

Ihm ward's heiß durch den neuen Anzug. „Andrea!“ sprach er. Und an dieselbe Stelle, wo ihr Mund das Glas berührt, setzte er seine Lippen. In einem Zuge trank er aus.

Der Grünrock hatte es gesehen — sollte es sehen. Mit lärmender Lustigkeit wandte er sich hierhin und dorthin, tanzte ein paar mal, stürzte einige Schnäpsschen hinunter und äugte dazwischen immer wieder zu Andrea hinüber.

Sie tanzte jetzt ununterbrochen. Meist mit dem Tischler. Auch mit anderen.

Da dachte der Unterförster: ich riskier's auch. „Ich hatte lange nicht die Ehre, Pani,“ sprach er. „Wie wär's?“ Und laut zu den Musikanten: „Krafowia! — ich zahle jedem ein Bier!“

Sei, setzten die Geigen feurig ein!

Aber Andrea Falk blieb sitzen. „Sucht Euch, ich bitte, eine andere Tänzerin, Pan . . . ich bin müde.“

Das hatte Julian Libelt nicht erwartet. Blutrot wurde er. Bis unter die Stirnhaare stieg das Blut, das zornige. Doch er bezwang sich, erwiderte nur: „Ganz wie Ihr wollt,“ und ging weiter. Ein bitterböser Blick traf Markus Kabat. Nur er trug die Schuld, daß die schöne Andrea so wenig geübt war. Was wollte er überhaupt im Dorf, dieser Fremde? Das schönste Mädchen einfach einem wegzustehlen!

Er kam sich wirklich bestohlen vor, dieser Förster! Die schönsten Pläne fielen ins Wasser. Liebe glaubt gern; er hätte die Dirne bald wieder um den Finger gewickelt. Und wieder hätte sie ihn geküßt: „Zulek,“ an seinem Hals gehangen . . .

Er forderte eins der anderen Mädchen auf. Als er bald darauf genug hatte, sah er Andrea Falk mit Markus Kabat tanzen. Die „müde“ Andrea.

Einen Fluch murmelte er durch die Zähne. Verärgert verließ er den Saal. Es war wohl auch Zeit. Der Tischler, den Blick und Lächeln seiner Partnerin erst heiß gemacht hatten, war kaum zur Einsicht gekommen, was das alles bezwecken sollte, als er auch still wurde. Die Hauptsache blieb doch der Grüne. Er selbst war nur dazu da, gegen den anderen ausgespielt zu werden. Das kränkte ihn. Er mochte nicht mehr tanzen.

Schweigend schritten die beiden durch die Winternacht dem Häuschen zu.

„Habt Ihr Licht? — Gute Nacht!“

Der Kiesel klang. Aber als ob sie fühlte, daß ihn irgend etwas gedrückt hätte und daß sie daran nicht unschuldig sei, schob sie den Kiesel noch einmal zurück, öffnete die Tür handbreit und sagte: „Ich danke Euch noch. Besser tanzt keiner!“

Es blieb nicht aus, daß nach diesem Sonntag die Zünglein im Dorfe noch geschwinder liefen. Niemand zweifelte, daß Markus Kabat und die schöne Andrea zusammengehörten. Und noch immer wußte niemand recht, wie es mit dem Tischler stand, wo er herkam. Auf dem Eiskwäglein war er ins Dorf gefahren — was davor lag, war dunkler als die dunkle Nacht.

„Jede,“ sprach die Wiskupka, die großes Ansehen genoß, „sucht sich den Haken selbst, an den sie sich hängen will. Andrea Falk hat ihren auf der Landstraße gefunden.“

„Vielleicht verliert sie ihn wieder da.“ sagte die Mutter von Bogdan Konarski hinzu. Dabei blieb es.

Natürlich flogen dem Mädchen selbst derbe und zarte Anspielungen die Menge nach. Sie aber nickte ruhig dazu von ihrem Wagen herab, und das Ganze schien sie ebensowenig zu erregen wie den schönen Anton. Denn es hatte sich ein wunderbarer Einfall ihrer bemächtigt.

Sie hatte gesehen, wie es den Grünen gewurmt hatte . . . Damals beim Tanz im Krüge. Wie er wütend fortgegangen war! Und sie bemerkte jetzt, daß er scheu um sie herumschlich, ohne sich recht heranzutrauen.

Da war ihr der Gedanke gekommen: wenn sie ihn immer

Wilder eifersüchtig mächtel Wenn der Neid auf den Tischler an seinem Herzen fraß!

Vielleicht kränkte es ihn jetzt schon, daß er sie um der häßlichen Schulzentochter willen verlassen! Und wo das ganze Dorf sie nun mit Markus Rabat zusammenbrachte, stieg sein Born, seine Liebe, seine Eifersucht vielleicht so, daß er den Kaslowicern das Geld vor die Füße warf und reutig wieder zu ihr zurückkehrte.

Ob sie ihn noch wollte?

Ja, ja, ja — die Augen wurden von innen leuchtend, sie schloß die Augen. So konnte sie doch noch Pani Ribelt werden. Und sie nahm Zulek an beiden Ohren . . . eine Flut von Klüssen . . .

Solcherlei lief ihr durch den Sinn, während sie kutscherte. Nur stark mußte sie sein und schlau. Deshalb hatte sie nicht dawider, wenn ihr die Burschen Anspielungen nachriefen. Mit einem stand der Förster einst auf der Landstraße. Der Bursche grüßte: „Wie geht's dem Bräutigam, Pani?“

Da lachte sie: „Gut geht es!“

Julian Ribelt sollte an den drei Wörtchen schluden. —

Am besten stand sich dabei natürlich Markus Rabat. Besonders wenn jemand in der Nähe war und es mit ansehen konnte, zeichnete die schöne Andrea ihn aus, daß sein Herz immer stärker zu schlagen begann.

Sie konnte schmeicheln und lächeln zum Verrücktwerden! Sie konnte einem um den Bart gehen — psia krew, der heilige Antonius selbst wäre nicht davongelaufen!

Dann mußte sich der Tischler oft zusammennehmen, daß er sich nicht zu sehr verriet, er war immer auf dem Sprunge, sie an sich zu reißen. Sein Herz hämmerte, sein Blut war wild — eine Freude überkam ihn, daß es ihm vor den Augen schwamm, als sei er trunken. Aber wenn er dann wieder merkte: es ist ja alles nur des Grünrocks wegen — dann verbiß er sich tagelang den Kummer, Mißtrauen, Wut. Und nur zu dieser Zeit ließ er die Flasche des öfteren in der Schänke füllen. Da hütete sich auch jeder, ihm zu nahe zu treten.

Mit der Arbeit ging es immer noch so leidlich. Es zeigte sich mehr und mehr, daß sich der Pan Fall selig kein Gelsfuhrwerk hätte anzuschaffen brauchen, wenn er sein Handwerk besser gemeistert hätte. Der Neue lieferte jedes Stück sauberer, hübscher und war auch nicht teurer. Da machte das Dominium größere Bestellungen. Und wenn es eine Woche einmal stille Zeit war, wanderte der Tischler in die umliegenden Ortschaften. Jeder hatte ihn mal nötig, und selten kam er unverrichteter Sache heim.

So gingen die Tage hin. Sie wuchsen nun schon und wurden länger, und gleichsam mit ihnen wuchs in der schönen Andrea die Freude. Die Lippen waren nicht mehr gepreßt, die Augen lächelten oft. Ihr war, als hätte sie etwas Schönes vor sich, als müßte ihr das Frühjahr den bringen, den sie lieb hatte. Grün war das Frühjahr, grün die Hoffnung. An einen Grünen dachte sie. Wenn es erst da wäre, das Frühjahr.

Ordentlich Sehnsucht hatte sie. Es war ein dumpfes Drängen, aber es trug Hoffnung und Seligkeit in sich.

„Berguut Euch nicht, Pani Andrea!“ sagte Markus Rabat gepreßt.

Er hatte sie lange beobachtet. Sie stand am Fenster und sah hinaus. Julian Ribelt ging draußen vorbei, wie so oft jetzt.

Sie wandte sich rasch und wurde rot. Der Tischler jedoch warf Hammer und Hobel hin, daß es krachte. Seine Wut schien keine Grenzen zu kennen.

Da mußte die schöne Andrea lachen. Der war also wirklich verliebt in sie und auf den Förster eifersüchtig! Das Herz wurde ihr warm. „Ihr seid ein Vär, Pan,“ sprach sie und faßte ihn beim Ohrschläppchen. Ordentlich zärtlich.

Er atmete schwer, aber er machte keine Bewegung, damit sie nicht losließ.

„Bessert Euch!“ Das halbe Ohr drehte sie ihm herum. Doch als er sie nun wirklich fassen wollte, lief sie lachend davon.

Es war unerträglich. Der Niese ächzte tief und stützte den Kopf in beide Hände. Wie es an ihm zog und zerrte! Der Teufel soll sich mit den Weibern einlassen! Und das schlimmste war: man konnte nichts für sich tun. Nur abwarten und zusehen. Das hielt er nicht aus.

„Im Frühjahr gehe ich; dann ist die Qual zu Ende!“ sagte er sich, wenn er Trübsal blies. „Dann hat der Förster freie Bahn, Andrea auch. Mich aber hat die Straße wieder.“

(Schluß folgt.)

Tuffis Krankheit.

Von E. Preczang.

Als Gustab war er in das Standesamtsregister eingetragen. Die Zärtlichkeit der Eltern hatte ein „Gusti“ draus gemacht. Dann aber kam Tante Drete, die zu kleinen Kindern stets im Stille und in der Orthographie eines Zweijährigen sprach, und taufte ihn: Tuffi.

„Will Tuffi ein Tüddchen Tuder?“

„Tomm, Tuffi deht mit Tante Drete adda in den Darten.“

Und so weiter.

Tante „Drete“ behauptete allen Ernstes, daß „Meine Tinder“ eben nur diese Sprache verstünden; sie sei „ihrem Verständnis angepaßt“ und dabei lernten die Kinder „furchtbar leicht“ sprechen. Leider blieb Tuffi, trotzdem er — nach der Behauptung seiner Eltern — ein besonders intelligentes Kind war, den Beweis für diese Behauptung schuldig. Trotz seiner zwölf Monate und acht Tage, die auf seinem kleinen Rücken ruhten, weigerte er den pädagogischen Bemühungen seiner Tante jeglichen Erfolg. Man hätte zu Tuffi ebenso gut chinesisch oder assyrisch reden können — ihm war's gleich. All seine Wünsche und Klagen hatten nur eine Ausdrucksform: schreien.

Tuffi also schrie wieder einmal.

Zuerst war's nur ein Wehzen und Maulen.

„Ruhig, Kind, Mama will lesen.“ Mama drehte sich auf dem Divan und schlug ein Blatt in ihrer Lektüre um.

Tuffis Stimme ging in eine höhere Tonlage über.

„Schredlich!“ Mama ächzte, las aber weiter.

Ein Weilschen nur. Dann kam's wie schmetternder Trompetenstoß aus dem Wagen.

Die Gnädige fuhr hoch: „Entsetzlich! Tuffi, Du mordest meine Nerven!“ Sie hielt sich die Ohren zu und rief: „Minna! Minna!“ Keine Antwort.

„Ach ja!“ Mama sank resigniert nieder. „Ich hab' ja das Mädchen fortgeschickt. So eine Dummheit von mir. Jetzt sieht man da mit dem Schreihals. — Tuffi! willst Du wohl ruhig sein! Tuffi!!!“

Tuffi schrie.

Mama entschloß sich endlich, aufzustehen und zu versuchen, Tuffi mit Güte beizukommen. Sie schlug also die Gardine des Wagens zurück, trocknete dem Kleinen die Tränen und tröstete: „Säslas nur ruhig, mein Liebling. Bald kommt Minna zurück und spielt mit Tuffi.“

Tuffi machte wirklich eine Pause. Vielleicht, um nachzudenken, was das für eine Stimme sei.

„Ja, ich bin's! Deine Mama ist's! Heute paßt Mama auf das Kind auf!“ Tuffi machte große Augen. „Nun sei ganz artig, Liebling! Mama muß lesen!“

Mama lag schon halb wieder auf dem Divan und suchte in dem Buch die Stelle, wo sie vorhin abgebrochen, als Tuffi offenbar zu dem Resultat gekommen, daß es Minna jedenfalls nicht sei, die leser wollte.

Ein neuer Trompetenstoß leitete die Fortsetzung des Konzerts ein.

Mama schlug die Augen wie eine Märtyrerin zum Himmel auf und erhob sich leidenvoll. „Aber, Kind, Du bringst mich zur Verzweiflung! Was soll ich denn nur mit Dir anfangen?“

Tuffi schrie.

Seine Mutter ging, die Hände an die Ohren gepreßt, im Zimmer auf und ab und überlegte. „Aha!“ Ein Lichtstrahl. „Er wird Hunger haben!“ Sie öffnete also die Tür und rief zur Küche hinüber: „Mariel! Machen Sie doch eine Flasche für das Kind. Minna ist für einen Augenblick fort.“

Tuffi trompetete.

Die Köchin kam mit der Flasche und sah teilnehmend zu, wie die Gnädige sich abmühte, dem schreienden Kind den Saugpfropfen in den Mund zu schieben.

Ein Gurgeln wie von einem Getrinkenden. Dann sog Tuffi.

„Sehn Sie,“ sagte Mama. „Das dacht' ich mir. Gejunde Kinder schreien nur, wenn sie Hunger haben. Das können Sie sich gleich merken, Marie, wenn Sie mal . . . Na, werden Sie mir nicht rot; man kann's doch nicht wissen. Leicht ist es nicht, Mutter zu sein. Man muß viel lernen. Schreien ist die Sprache der ganz Kleinen; nur das Mutterherz deutet sie richtig, denn — — aber, Tuffi, Tuffi!!! Meine neue Matinee!“

Tuffi hatte in einem Wutanfall Saugpfropfen und Flasche von einandergerissen. Ein weißer Strahl schoß hoch auf und ergoß sich über Tuffis Gesicht und Mamas Hände und Morgenrock.

„Hi—ih! hi—ih! hi—ih!“ Wie Lokomotivpfeife.

„Schredlich!“ Mama trocknete Tuffi.

„Was er für Kraft hat!“ Die Köchin wischte an der Gnädigen herum.

„Warum trinkt denn das Balg nun nicht?“ Mama weinte fast.

„Vielleicht hab ich's mit der Süßigkeit nicht getroffen?“ Marie klagte sich selber an.

„Wahrscheinlich! Daß Sie aber auch gar nichts von Kindern verstehen, Mariel! Warum sparen Sie denn mit dem Buder? Schneid eine neue Flasche!“

Während Marie ging, den Auftrag auszuführen, probierte Tuffi die ganze Kraft und Ausdehnungsfähigkeit seiner einjährigen Lunge.

Das rief den Vater aus seinem Zimmer am anderen Ende des Korridors herbei. Er kam mit verstörter Miene: „Aber, um Gottes willen, was ist denn mit dem Kinde?“

Ein Achselzucken seiner Gattin.

„Wo ist Minna?“

„Fortgeschickt.“

„Und Marie?“

Wieder der leidenvolle Zug; ein resignierter Wink mit der Hand: „Mariel! Bringt mir natürlich vollständig ungefügte Milch für das Kind!“

Mit bitterem Gohn: „Von Kinder nahrung braucht eine Köchin ja nichts zu wissen.“

„Die hier ist aber gewiß süß genug!“ Marie brachte die zweite Flasche.

Mama bot sie Tussi an.

Tussi leckte nur, stieß die Flasche mit beiden Händen heftig zurück und schleuderte seine Töne mit erneuter Behemung hinaus.

„Hier ist meine Kunst zu Ende,“ sagte Mama.

„Vielleicht will er Kakes?“ riet der Vater. „Oder sonst was festes. Immer diese elende Milchbrühe! Das kann ja kein Mensch vertragen.“

„Du redest, wie Du's verstehst. Aber bringen Sie Kakes, Marie.“

Marie brachte Kakes. Mama brach ein Stückchen ab: „Tussi, mein Herzblatt. Hier, is' Kakes.“

Tussi kniff bei jeder Annäherung die Lippen zusammen und focht mit den Händen.

„Na, da siehst Du's doch!“ Ein triumphierend-geringschätziger Blick zum Gatten.

„Warte nur.“ Papa schob gewaltsam ein Stück Gebäck, nicht zu klein, in Tussis Mund.

Der spuckte und schrie.

„Wirst Du essen, nichtswürdiger Bengel!“ Tussi wehrte sich. Der Vater ließ ab. „Es ist der barste Eigensinn von dem Jungen.“

„Na, von mir hat er diesen bodenlosen Trost nicht!“

„Vielleicht von mir, was? Jetzt beleidige mich auch noch! Das ist der Dank für meine Mutterschmerzen, nicht?“ Mama weinte halb.

Papa fuhr sich verzweifelt mit der Hand ins Haar: „Bloß keine Tränen, hörst Du! — Und Dir, Junge, werde ich den Trost schon brechen. Jetzt ist Du!“

Seine Frau riß ihm die Hand zurück: „Willst Du mir das Kind ruinieren? Ich sage schon, wenn ein Mann dazwischensommt! Und Sie, Marie, stehen auch so da und wissen nicht ein noch aus!“

Marie sah ratlos auf und war zufrieden, daß eben die Hausglocke anstlug und sie hinausgehen mußte, um zu öffnen.

Tante Grete kam.

„Ach Du, Gretel! Welch' ein Glück! Wir sind ja in hellster Verzweiflung mit dem Jungen! Er brüllt seit einer Stunde um und um!“

„Aber Tussi!“ Tante Grete beugte sich über den Wagen, während sie ihr Jodett auszog. „Was fehlt denn dem kleinen Kind?“

Tussi machte eine Pause.

„Ja, Tante Drete ist da. Soll Tante Drete mit dem lieben Tussi spielen? O, wir spielen kön' zusammen. Radde, radde Luchen, der Väder hat derufen —“

Tussi entriß seine Händchen der Umklammerung der Tante, halte sie krampfhaft zu Fäusten und stieß sie der Tante auf die Nase, ein wütendes Gebrüll hinausschleudernd.

„O, Tussi ist unartig. Tussi hat Tante Drete auf die Nase gehaun. Tante Drete hat Dich dar nicht mehr lieb.“

Tussi war nicht gerührt davon. Er schrie.

Tante Grete rieb sich die Nase und betrachtete ihn aufmerksam: „Wißt Ihr was? Das Kind ist krank.“

„Natürlich,“ sagte Mama, „a' gesundes Kind benimmt sich doch nicht so.“

„Krank? Der? Papa zuckte die Achseln und wollte sich zur Tür hinausdrücken.

„Sol' Du gehst fort, wie? Und mir stirbt das Kind unter den Händen!“

„Stirbt? Lächerlich!“

„Schwager!“ Tante Grete erhob warnend die Stimme.

„Nimm die Sache nicht leicht. Sieh Dir nur das vergerete Gesicht an! Die schmerzlich aufgerissenen Augen! Blüheblau angelaufen ist der ganze Junge!“

„Er stirbt!“ Mama schluchzte.

Marie wischte sich die Augen mit der Schürze.

„Gibt Du denn wenigstens schon zum Arzt telephoniert?“ Tante Grete fragte streng den Schwager.

„Ja, mein Mann und telephonieren!“

„Gut! Ich werde telephonieren! Aber wenn der Arzt nichts findet — ich bin unschuldig!“ Er ging.

„Das hätte schon längst geschehen müssen!“ sagte Mama. „Sei ruhig, Tussi, mein armes Kind. Dein Vater läßt Dich in aller Gemütsruhe sterben.“ Sie bewegte schluchzend den Wagen.

Papa kam wieder: „Doktor Noll wird sofort hier sein.“

„Ihr seid doch befreundet. Habt Ihr nie über derartige Dinge miteinander gesprochen?“

„Gesprochen? Ueber Kinderkrankheiten? Offen gestanden — nein.“ Es klang ein wenig schuldbewußt.

„Natürlich nicht. Ueber alles Mögliche wird geredet — Politiz, Kunst, was weiß ich! — aber das Wichtigste, Nächstliegende, damit man im ersten Augenblick nicht von allem Nat verlassen ist — was kümmert das die Herren! Es ist ja 'ne Mutter da! Freilich — 'ne Mutter!“ Ein Augenaufschlag. „Die kann ja auch noch Medizin studieren!“

Tussi machte jetzt Kunstpausen. Ihm war, wie man so sagt, die Rüste ausgegangen. Schrie und atmete in unregelmäßigen Stößen.

„Aber Tussi! Tante Drete wird ganz böse. — Liebling! Süßling! Sei doch stille.“

Tussi ließ sich nicht zureden.

„Das Kind hat hochgradiges Fieber!“ erklärte Tante Grete. „Es erkennt mich schon nicht mehr. Habt Ihr Eis im Hause?“

Mama warf Papa einen zerschmetternden Blick zu: „Möchtest Du nicht wenigstens Eis holen lassen?“

„Aber man weiß doch gar nicht —“

„Du weißt nicht! Sieh ihn Dir an! Der Junge glüht am ganzen Leibe. Er muß eine Eisblase auf den Kopf kriegen, sonst ist die Gehirnhaut-Entzündung fertig. Das letzte Mittel!“

„Marie, einen Zentner Eis!“

„Jawohl, gnädiger Herr!“ Marie stürzte hinaus.

Als sie die Tür öffnete, hatte Doktor Noll gerade die Hand am Klingelzug. Marie ließ ihn ein und ließ dann die Treppe hinunter, immer zwei Stufen auf einmal nehmend.

Der Arzt war in wenigen Sekunden über die bisher aufgetretenen Symptome unterrichtet: Appetitlosigkeit, krampfartige Bewegungen, Fieber und so weiter.

„Magenberstimmung vermutlich.“ Der Arzt untersuchte. „Mit dem Fieber ist's nicht so schlimm. Die Blutwärme ist allerdings wesentlich gesteigert, trotzdem —“ er drückte Tussi auf die Magen-gegend.

Tussi gab schrille Lokomotivenpfeife von sich.

„Aha, Magenkrampf. Irgend ein Fehler in der Ernährung.“

„Die ungefügte Milch von der dummen Köchin!“ sagte Mama.

„Nur dünne Breie vorläufig, gnädige Frau, und Milch — weiter nichts. Warme Leibumschläge bis zur Beruhigung.“ Doktor Noll sah schon am Tisch und schrieb ein Rezept: „Dies bitte sofort besorgen zu lassen. Stündlich einen Teelöffel.“

„Mariel! Ach so!“ Die Gnädige hielt das Rezept in der Hand und blickte den Gatten nicht sehr freundlich an. „Du mußt natürlich das Mädchen gerate jetzt fortschicken —“

„Aber Du sagtest doch —!“

„Ich sagte! Natürlich — ich! Ach, Doktor, alles stümt auf mich ein! Ich bin doch die Mutter! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht! Fühlen Sie nur, wie mein Puls woht!“

Doktor Noll nahm ihre Hand und betrachtete die Uhr: „Ein wenig Ruhe, gnädige Frau. Allerdings, die Mutter — man kennt das ja. Aber Sie dürfen sich nicht völlig opfern. Denken Sie auch an sich!“ Er ließ die Hand los. „Also das Rezept bitte sofort zur Apotheke. Die Sache ist nicht gerade bedenklich, immerhin — bei kleinen Kindern — man kann nicht wissen; es treten da leicht Komplikationen ein.“

„Ich gehe selbst!“ erklärte heroisch der Papa.

Er war noch nicht an der Tür, als Minna, das Kindermädchen, eintrat.

„Aber, Minna, Minna, wo bleiben Sie! Tussi ist sterbenskrank.“

Die Gnädige stürzte auf sie los: „Tragen Sie sofort das Rezept zur Apotheke. Furchtbar eilig!“

„Krank?“ Minna erschrak und trat an den Wagen. „Als ich wegging, war er doch noch ganz munter.“ Kein mechanisch, gewohnheitsmäßig versenkte Minnas Hand sich in die tiefer gelegenen Gründe des Kinderbettes.

„Ich will ihm man bloß erst trocken legen,“ erklärte sie, nahm Tussi auf und zog die Unterlage hervor. „Pittschenab.“

Tussi weinte schon nicht mehr, gluckste nur noch einige Male. Dann zog ein zufriedenes Lächeln über sein verweintes, gerötetes Antlitz.

Und als er auf den trodenen Windeln saß, krächte er vor Vergnügen.

„Komisch,“ sagte Papa.

„Ist der keine Tussi wieder gesund?“

Ja, Tussi war wieder gesund. —

Kleines feuilleton.

IK. Zum Schwanenfrug. Vom Bahnhof in Spandau führt uns die elektrische Straßenbahn rasch durch den ganzen Ort an den Waldrand zum Stadtpark. Ein schöner Eichenhain bildet das Portal des Forstes, den eine Waldhauffee stundenweit durchzieht. Wir lassen sie rechts liegen und suchen ein Gestell auf, das in nordwestlicher Richtung ungefähr parallel mit der Chaussee bleibt. So steuern wir, Karte und Kompaß zur Hand, auf den Schwanenfrug, sieben Kilometer von Spandau, zu. Die Waldbilder wechseln fortwährend. Erlen und Birken drängen sich überall zwischen die Kiefern und bilden schließlich eigene Bestände in wirrem Durcheinander auf einem nassen, von vermoderten, bemosten Baumstämmen und Unterholz bedekten Boden. Alle Gestelle und Waldwege sind von Gräben ein-

gefaßt, in denen sich das Wasser wieder gesammelt hat. Vor unseren Schritten plumpfen die ersten Frösche in das glücklich wiederbeschwundene Element. Das ist der Bruchwald. Wald unterbrechen ihn sumpfige Flächen, mit einzelnen Sträuchern darauf. Aber der Wald schließt sich immer wieder. Wir orientieren uns und schlagen uns mit Hilfe eines Quergestells wieder nach rechts auf die Chaussee heraus. Bald hebt sich der Weg zu einer Steinbrücke, die den breiten Schlaggraben überwölbt, der vom Haveländischen Luch zur Havel zieht. Ningsum mit Baumgruppen besetzte Wiesen, in der Ferne von Wald eingeschlossen. Einen Kilometer weiter schimmern die weißen Häuschen des Schwanentuges durch die Bäume. Eine friedlich entlegene Landschaft, die nicht das leiseste Anklingen an das nahe Berlin auskommen läßt. Im Walde stäuben ungezählte Tausende der hängenden Haselblüthen und in der milben Sonne flattern verfrüchte Zitronenfalter. Fast fühlt man, wie die Knospen in den engen Hüllen sich strecken und dehnen.

Die Chaussee führt meilenweit weiter über Rausin nach Paaren und dann am Fehrbelliner Luch vorüber nach Fehrbellin. Wir selbst wandern auf anderen Wege nach Spandau zurück. Wenn uns dies zu wenig ist, wenden wir uns vom Schwanentug westlich zum einsamen Forsthaus Dammsbrück und von hier auf schönen Waldwegen nach Finkenkrug, wo, wenn wir Glück haben, ein Vorortzug uns geteilt erwartet. —

— **Beethovens Arbeitsweise.** Ueber die Art, wie Beethoven bei der Komposition seiner Sinfonien zu Werke ging, bringen die „Grenzboten“ in einem Artikel über seine „Groica“ interessante Mitteilungen, denen wir folgendes entnehmen: Beethovens Arbeitsweise war ganz anders, als etwa die Mozarts, der seine Werke im Kopfe vollständig ausarbeitete und dann in einem Zuge niederschrieb. Fast wie eine Biene sammelte Beethoven seine Einfälle und notierte sie immer sofort einzeln. Er trug jederzeit einen oder zwei gefaltete Bogen Notenpapier in der Tasche mit sich, in die er die ihm einfallenden musikalischen Gedanken in abgekürzter Form, in einer Art Stenographie, die für andere unleserlich war, eintrug. Wenn ihm Notenpapier einmal fehlte, so wurden wohl auch die Speisenzettel der Wirtshäuser, oder was sonst gerade bei der Hand war, der Ehre teilhaftig, mit seinen Einfällen beschrieben zu werden. Zur weiteren Ausarbeitung seiner Gedanken bediente er sich gebundener Stizzenbücher. In diese notierte er seine Entwürfe meist nur auf ein System, also in einstimmiger Notation; nur zuweilen finden sich besondere Vermerke über Harmonie, und bei Orchesterwerken über die Instrumentation. In dieser Weise sind nicht selten ganz große Teile von Kompositionen im Zusammenhang notiert. Aber solche größere Skizzen sind in der Regel erst wieder das Ergebnis einer vorausgegangenen langen und mühevollen Arbeit. Das Komponieren war für Beethoven keine leichte Sache, vielmehr vom Anfang bis zum Ende ein schweres Ringen. Für junge und schnellfertige Komponisten dürfte nichts lehrreicher sein, als Beethovens Stizzenbücher zu studieren. Was dem Laien wohl am unbegreiflichsten ist, Beethoven mühte sich auch um die Erfindung der Themen, Melodien, von denen man glauben sollte, sie könnten nicht anders lauten, als wie sie da stehen, sie mühten der Eingebung einer glücklichen Stunde entsprungen sein, sind nicht selten langsam erarbeitet, haben sich aus unheimlichen Keimen stückweise entwickelt. Und ebenso mühte sich Beethoven um den Aufbau im großen, tastete und suchte nicht selten lange nach einzelnen Uebergängen und Modulationen. Er entwarf und verwarf wieder, änderte und feilte an einem Werk oft monatelang, ja jahrelang. Anders ausgedrückt, Beethoven arbeitete nicht nur mit der künstlerischen Inspiration, sondern ihr zur Seite trat begleitend und bessernd sein hoher Kunstverstand. —

k. **Seltene Dinge vor Gericht.** Als stumme Zeugen eines Ereignisses, mit dem sie mehr oder weniger im Zusammenhang stehen, werden häufig seltene Dinge vor Gericht vorgeführt. So sollte kürzlich, wie eine englische Wochenchrift erzählt, in New York eine Klage entschieden werden, bei der es sich darum handelte, ob Marconi als Erfinder der drahtlosen Telegraphie das Monopol für sein System habe. Zum Beweise waren Marconi-Instrumente im Verhandlungsraum und im Postamt aufgestellt worden, und eine Station für drahtlose Telegraphie wurde in Tätigkeit gezeigt. Zwischen den beiden Instrumenten lagen in weitem Abstände drei dicke Mauern und ebenso viel massive Türen. Fünfzig Sachverständige für Telegraphie und Elektrizität hatten sich eingefunden, und ohne die geringste Schwierigkeit gingen Depeschen hin und her. Es war dies wohl das erste Mal, daß Instrumente für drahtlose Telegraphie an einer Gerichtsstelle vorgeführt wurden. Zur richtigen Lösung eines Geheimnisses wurde vor kurzem in Amerika das Skelett eines ermordeten jungen Mädchens, Mabel Page, den Richtern vorgezeigt; man wollte daran klarmachen, wie dem Opfer des Verbrechens die Verwundungen beigebracht waren. Auch bei der Verhandlung gegen Miß Ann Patterson, die angeklagt war, Cäsar Young in einer Drohsche ermordet zu haben, erschien ein Skelett als stummer Zeuge, und die Ärzte erklärten der Jury, wie die Pistole abgeseuert worden war, welchen Lauf die Kugel genommen hatte, was für eine Wunde sie verursacht hatte und wie die vitalen Organe verletzt worden waren. Gleichzeitig fuhr die Drohsche, in der sich die Tragödie abgespielt hatte, vor dem Gerichtsgebäude vor, und zwei Personen stellten den Vorgang realistisch dar. Trotzdem kam die Jury nicht

zu einer einstimmigen Entscheidung, und sie beantragte eine Uebersetzung der Klage. Weniger tragisch waren die Zeugen in der Verhandlung gegen den Drogisten Simeon Winben, der das vertrauensselige Publikum mit Pillen beschwindelt hatte, die er unter einem berühmten Namen verkauft hatte. Eine Haussuchung bei Simeon hatte 10 000 000 Pillen in 500 000 Schachteln jutage gefördert, und die wurden nun vor Gericht vorgelegt. Sachverständige bewiesen aber, daß sie den echten Pillen nur in der Form glichen. Der Verteidiger verlangte nun, der Erfinder und Verfertiger der Originalpillen sollte der Jury sein Rezept angeben; dann würde auch sein Klient sein Rezept sagen. Natürlich weigerte sich der Erfinder, sein Geheimnis zu verraten, und Simeon wurde verurteilt. Oft kommt es nicht vor, daß vor Gericht Tänze aufgeführt werden; aber kürzlich fand eine solche Vorstellung vor einem New Yorker Gerichtshof statt. Miß Rosalie Sheldon klagte gegen Mr. John Raymond auf Schadenersatz. Er mußte bei ihrem elektrischen Tanz den Lichtapparat bedienen, der ihr Kostüm auf der verdunkelten Bühne wie von Myriaden funkelnder Sterne überjät erscheinen ließ. Miß Sheldon behauptete, daß Raymond die Bedienung des Apparates nicht genügend sachverständig ausgeführt hätte; da er verabsäumt hatte, die Drähte zu isolieren, trat inmitten ihres Tanzes Kurzschluß ein. Sie wurde nicht nur von dem elektrischen Strom verfehrt, sondern es wurde auch ihr Kontrakt, der ihr eine hohe Gage gesichert hätte, von der Direktion rückgängig gemacht. Um nun ihre Geschicklichkeit zu zeigen, gab Miß Sheldon den Richtern eine Vorstellung; trotzdem wurde sie mit ihrer Klage abgewiesen und zur Tragung der Kosten verurteilt. Durch die Gerichtsverhandlung war jedoch die Aufmerksamkeit auf ihren Tanz gelenkt worden, und sie erhielt gleich darauf ein sehr vorteilhaftes Engagement an einer beliebigen Variétébühne, so daß der Prozeß trotzdem große Vorteile für sie gehabt hat. —

Humoristisches.

— **Sicheres Mittel.** Theaterdirektor: „... Ihre Leistungen, mein Fräulein, sind ganz gut — aber man spricht nicht von Ihnen!... Lassen Sie sich doch mal Ihren Schmutz stehlen!“

— **Große Ehre.** „Wenn unser Vorstand im Bureau sein Frühstück verzehrt, darf immer einer seinem Wuzi die Wursthaut geben!“

„Wer muß denn das tun?“

„Ja was glauben Sie denn — da wird abgewechselt!“ —

— **Der junge Rechtsanwalt.** „Wie geht es Dir in Deiner jungen Praxis?“

„Ach, von einer Dhrseig' leb' ich jetzt schon eine Woche!“ —
(„Fliegende Blätter“).

Notizen.

— **Scheffels „Ellehard“** ist vor fünfzig Jahren erschienen. Der Roman ist seither in 7 verschiedenen Ausgaben und 214 Auflagen in 312 000 Exemplaren verbreitet und ins Französische, Holländische und Dänische überetzt worden. —

— Die norwegische Romanschriftstellerin **Amalie Skram** ist dieser Tage in Kopenhagen im Alter von 58 Jahren gestorben. Die „Neue Welt“ (Jahrg. 1903) brachte ihre Erzählung „Amt Landberg“. —

— „Die Rosentempel“, eine neue Komödie von **Rudolf Lothar** ist vom Deutschen Volkstheater in Wien erworben worden. —

— Am 30. März erlebt **Otto von Gräbers** „König Friedwahn“ die Uraufführung an der Dresdener Hofbühne. —

— Erfolg hatten bei der Uraufführung „Der reiche Jüngling“, ein vieraktiges Trauerspiel von **Carl Koehler** im Volkstheater zu München; **M. Schmidts** Drama „Der ungerechte Richter“ auf der Hofbühne zu Braunschweig; **Mascagnis** neue Oper „Amica“ im Theater zu Monte Carlo. —

— Im griechischen Theater von **Syrakus** soll eine Aufführung des Sophokleischen „König Oedipus“ veranstaltet werden. —

— Das Berliner „Nationaltheater“ wird am 1. Juli ein Ringel-Rangel. —

— Die Vereinigung der Kunstfreunde, Berlin W., zählt gegenwärtig 16 000 Mitglieder. —

— Der Kiefernbaumschwamm, der die Rostfäule der Kiefer erzeugt und das wertvolle Holz in minderwertiges Brennholz umwandelt, verursacht, wie der „Prometheus“ nach **A. Möllers** Erhebungen mittelst, in den preussischen Staatsforsten jährlich mindestens einen Einnahme-Ausfall von 1 161 000 M. Die größten Verluste haben die Regierungsbezirke Potsdam (200 000 M.) und Frankfurt a. O. (210 000 M.). —

— Der große, jetzt auf der Sonne sichtbare Fleck hat einen Durchmesser von circa 117 000 Kilometer. —